Zeitschrift: Mitteilungen der Antiquarischen Gesellschaft in Zürich

Herausgeber: Antiquarische Gesellschaft in Zürich

Band: 78 (2011)

Artikel: Mission und Diakonie : die Geschichte der Evangelischen Gesellschaft des Kantons Zürichs

Autor: Meyer, Helmut / Schneider, Bernhard

Kapitel: 4: Verkündigung und Seelsorge

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-1045699

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 09.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

4. Verkündigung und Seelsorge

4.1. Die Stadtmission

Die innere Mission war ein Kind der Erweckungsbewegung.[1] Während die äussere Mission jahrhundertelang danach strebte, Angehörige anderer Glaubens- oder Kultgemeinschaften ausserhalb Europas zum Christentum zu bekehren, wandte sich die innere Mission an Menschen in Europa, die zwar formal der protestantischen Konfession angehörten,[2] aber wenig religiös waren. Wichtigste Adressaten waren die sozialen Unterschichten der grossstädtischen Agglomerationen, konkret Arbeiterfamilien und Handwerkergesellen, deren Verbindungen zur Kirche weitgehend abgebrochen waren und die oft in Elend und Unsicherheit lebten. Erste Versuche, diese Menschen zu unterstützen und sie gleichzeitig zum christlichen Glauben zu führen, wurden in Glasgow (1826) und London (1835) unternommen. Initiant der «inneren Mission» auf dem Kontinent war Johann Hinrich Wichern (1808–1881), der diesen Begriff erstmals klar definierte. Wichern war Theologe und Leiter eines nach modernen Prinzipien geleiteten Erziehungsheims, des «Rauhen Hauses» in Hamburg. Für Wichern war «innere Mission» eine Kombination von Evangelisation, Seelsorge und Sozialhilfe, die zwar von kirchennahen Organisationen, aber nicht von der mit dem Odium der Staatshörigkeit belasteten Institution Kirche selbst betrieben werden sollte. 1848 wurde auf seine Veranlassung hin ein «Zentralausschuss» für ganz Deutschland gegründet, von dem aus sich allmählich ein Netzwerk von in der «inneren Mission» tätigen Vereinen bildete.[3]

Vermutlich als Reaktion auf die Entwicklung in Deutschland befasste sich auf Vorschlag des Antistes Füssli ab 1849 eine Synodalkommission mit der Frage, ob und wie in Zürich «innere Mission» betrieben werden könne. Im Unterschied zu Wichern suchte man den Weg also zunächst über die landeskirchlichen Institutionen. Die Kommission bestritt die Notwendigkeit, «innere Mission» zu betreiben, im Grundsatz nicht. Trotzdem legte sie ihr Mandat 1854 ergebnislos nieder. Der Grund waren die theologischen Richtungskämpfe.[4] Der liberale Pfarrer Heinrich Hirzel erklärte: «Das Werk der Inneren Mission ist das Werk des Pietismus, darum will ich nicht in dem Ding sein.»[5] Damit wurde der Aufbau einer «inneren Mission» wie in allen anderen Kantonen zur Sache der Konservativen, in Zürich konkret der Evangelischen Gesellschaft. Ebenfalls auf diesem Feld tätig wurden die Freikirchen, besonders die Methodisten und später die Heilsarmee.

Wenn viele Pfarrer der Idee der «inneren Mission» skeptisch gegenüberstanden, so lag das wohl nicht nur an einer ideologischen Brille. Es fehlte ihnen auch die Zeit. Bis 1876 übten die Pfarrer die Funktion eines Zivilstandsbeamten aus; sie hatten zahlreiche Register zu führen. Zudem waren sie bis 1866 Präsidenten der Schulpflege, bis 1902 Präsidenten der Kirchenpflege. Nach dem Gesetz hatte ein Pfarrer maximal 5000 Seelen zu betreuen, tatsächlich waren es oft mehr, in Einzelfällen bis 8000. Das führte zu einer enormen Belastung durch entsprechend viele Kasualien (Taufen, Trauungen, Bestattun-

gen) und den Religionsunterricht. In der Gemeinde Winterthur-Altstadt hatten im Jahr 1894 die zwei Pfarrer zusammen 20 Wochenstunden Unterricht zu halten, 346 Taufen, 210 Bestattungen, 92 Trauungen durchzuführen und 336 Konfirmanden zu betreuen.[6] Zudem war der soziale Abstand zwischen den Pfarrern und den Proletariern so gross, dass es nicht leicht war, zwischen ihnen Beziehungen aufzubauen.

1862 gründete das Zentralkomitee der Evangelischen Gesellschaft die Zürcher Stadtmission – fast gleichzeitig mit Basel.[7] Hauptförderer war das Komiteemitglied Franz Meyer-Usteri. Zürich stand damit in der Schweiz zeitlich an dritter Stelle; 1939 gab es in neun Schweizer Städten Stadtmissionen.[8] Die Zürcher Stadtmission wurde zu einem wichtigen Zweigwerk der Gesellschaft. Geleitet wurde es von einer vom Zentralkomitee eingesetzten Kommission.

4.1.1. Anfang und Einsatzgebiet

Ein Stadtmissionar machte Hausbesuche und hielt Versammlungen ab. Über seine Tätigkeit führte er zuhanden der vorgesetzten Kommission genau Buch. Schien ihm materielle Hilfe angezeigt, so setzte er sich mit dem Armenverein[9] in Verbindung. Besucht wurden vor allem Arme, Kranke und Menschen in schwierigen oder zerrütteten Familienverhältnissen. Zu den Adressen kam der Missionar durch Hinweise anderer Personen oder aufgrund eigener Recherchen; manchmal wandte man sich auch an ihn. Im Jahr führte er zwischen 1200 und 1500 Besuche durch, also vier bis fünf pro Werktag.

Ziel der Missionare war es, den religiös gleichgültigen Menschen «in die verlassene Gemeinschaft unserer Kirche und in das Haus Gottes, vor allem aber zum Herrn selbst zu führen».[10] Dazu klärte er zunächst einmal die Ausgangslage ab: War ein Paar kirchlich verheiratet? Waren die Kinder getauft? Gab es in der Wohnung eine Bibel? Gingen die Leute zur Kirche oder waren sie vielleicht bereit, zu einer Versammlung des Missionars zu kommen? Er ging auf die konkreten Probleme der Besuchten ein, tröstete und mahnte, wobei die Gewichtung unterschiedlich sein konnte: «Bald wird mehr getröstet und ermuntert, bald sogleich auf Sünde und Schuld hingewiesen und ernstlich auf Bekehrung gedrungen, auch das Unglück offen und entschieden als das bezeichnet, was der Sinn des Wortes ‹Heimsuchung› ist.»[11] Jedenfalls sollten die Besuchten Teilnahme spüren und Trost erhalten, aber auch einsehen, dass eben jeder seine Bürde tragen müsse. Eigentliche religiöse Diskussionen waren nicht vorgesehen, doch konnte eine gewisse volksnahe Schlagfertigkeit durchaus nützlich sein. Als ein Hausbewohner einem Missionar erklärte: «Ich bin Sozialdemokrat, da wollen Sie sicher nicht zu mir», entgegnete dieser: «Oh doch, ich komme von Sozialdemokraten, die das Prinzip schon weiter entwickelt haben.» – «Woher?» – «Aus Afrika. Dort haben sie auch die Frauen gemeinsam!» Davon ausgehend erörterte er die negativen Konsequenzen des Sozialismus.[12] Zum Abschied gab es ein Traktat oder auch Geld: «Es ist doch so, dass oft ein ganz gewöhnlicher Fünfliber [so viel allerdings erst 1948] oder sonst eine handgreifliche Unterstützung Wegzehrung ist für die Aufnahme des Gotteswortes.»[13]

Daneben hielt der Missionar meist am Abend Versammlungen und Bibelstunden ab. Sie sollten den ordentlichen Gottesdienst nicht ersetzen, sondern ergänzen. Ihre wesentlichen Elemente waren Gebet, Gesang, Schriftlesung und eine «einfache und erbauliche

Erfolge und Misserfolge

«Frau N. war schon seit etlichen Jahren krank und arbeitsunfähig und liess mich bitten, sie zu besuchen. Sie hatte ihre Bedenken in Betreff einiger Grundwahrheiten unseres christlichen Glaubens, hinter diesen Bedenken schaute aber ihr friedloses und unruhiges Wesen hervor und bald bekannte sie auch, was die eigentliche Ursache ihres Kummers sei. Sie liess sich dann aber auch weisen wie ein Kind, nahm den Trost des Evangeliums auf wie ein Durstiger den Trunk und konnte sich bald des Friedens freuen. Merkwürdigerweise wurde auch das leibliche Übel gebessert, so dass sie nun wieder einem Beruf vorstehen kann.»[1]

«Die Eheleute N. sind noch junge Leute, wurden aber in letzter Zeit mit Krankheit und Not schwer heimgesucht. Der Mann ist schon seit Monaten krank an der Auszehrung. Auch die Frau war eine Zeitlang im Spital, ist aber jetzt wieder besser. Krankheit und Verdienstlosigkeit hatten bald auch Armut und Mangel im Gefolge. Die Leute waren bisher gottvergessen und aller Religion entfremdet. Ihre drei Kinder sind noch ungetauft, obgleich der Mann jetzt geneigt ist, sie taufen zu lassen. Vielleicht hat der Mann sich seine Krankheit durch ungeordnetes Leben selbst zugezogen. Man sieht ihm noch in seinem Gesicht die Verwilderung an, obgleich er jetzt einigermassen gedemütigt ist und man mit ihm reden kann. Ich redete mit den Leuten über die Absichten Gottes bei den Prüfungen, die er uns sendet, und suchte sie auch darüber zu belehren, was zum wahren Christentum gehöre, in der Absicht, dadurch eine bussfertige Gesinnung in ihnen zu erwecken.»[2]

«Eines Tages traf ich den Landwirt N. am Brennofen und liess mich mit ihm in ein Gespräch ein. Von Landwirtschaft, Teuerung, böser Zeit kamen wir zur Religion. Eine halbe Zustimmung erhielt ich von ihm am Anfang; als ich jedoch ernster auf ihn eindrang, suchte er sich mit den Ergebnissen der Wissenschaft zu decken; die Gelehrten, sagte er, haben den ganzen unermesslichen Luftraum durchforscht und nirgends etwas gefunden, was dem Himmel gleiche, von dem ich sage; nach dem Tod sei alles aus, niemand soll es ihm anders angeben wollen [...]. [Der Stadtmissionar antwortet], er solle sich nicht auf falsche Lehrer stützen, sondern die Bibel lesen und seiner Seele Heil bedenken, da brach die Wut bei ihm heraus: ich solle machen, dass ich fortkomme, er wolle von dem heiligen Zeugs nichts wissen, ich sei ein Müssiggänger, es wäre besser, wenn ich etwas Rechtes arbeiten würde [...].»[3]

1 Jb. Stadtmission 1884, S. 5.
2 Jb. Stadtmission 1884, S. 7.
3 Jb. Stadtmission 1872, S. 3. Weitere Beispiele in: Aus dem Gebiet, 1881 ff.

Ansprache.»[14] Kasualien waren nicht Sache des Missionars, sondern des Ortspfarrers. Das Abendmahl konnte er abhalten, wenn die Versammelten es wollten und die Kommission zuvor ihr Einverständnis gegeben hatte. 1892/93 hielten die mittlerweile fünf Missionare über 1000 Versammlungen ab. Dazu kam an manchen Orten die Leitung der Sonntagsschule für die Kinder.

Nur wenige Stadtmissionare waren Theologen. Die meisten hatten entweder die pietistische Bildungsstätte Chrischona bei Basel oder die Basler Missionsschule besucht;

von den Letzteren waren viele in Afrika oder Asien gewesen. Die Stadtmissionare seien «nicht gelehrte Theologen, obschon in der Heiligen Schrift tüchtig bewandert und eingelebt, besser vielleicht als mancher in der modernen Theologie wohl Geschulte, und zur heilsamen praktischen Anwendung des göttlichen Wortes desto fähiger [...]. Dieses ist das Hauptmittel bei den Besuchen und [...] bei den Versammlungen. Dazu kommt das Gebet. In theologische Disputationen [...] braucht sich der Missionar nicht einzulassen», hiess es in einem Leitfaden.[15] Der Missionar sollte «nah bei den Leuten» sein, auch «einen Nagel einschlagen, eine abgerissene Tapete neu ankleben, eine verlotterte Buchhaltung wieder instandstellen» können, forderte man 1949.[16]

Das Arbeitsfeld der Stadtmissionare waren die Stadt Zürich und die Vorortsgemeinden, die 1893 eingemeindet wurden. Dabei wurden Rayons für die einzelnen Missionare festgelegt.[17] Im Zentrum des Interesses standen die ausgesprochenen Arbeiterquartiere. Je mehr die Stadt wuchs, desto grösser wurde die Zahl der Missionare; 1913 zählte man fünf Missionare und – neu – zwei Missionarinnen.[18] Das war möglich, weil die Stadtmission dank Spenden ein finanziell erfolgreiches Unternehmen war. Ihre Ausgaben bestanden praktisch ausschliesslich in den Löhnen der Missionare. 1907 verdiente ein Stadtmissionar etwa 3000–3200 Franken im Jahr. Das war mehr als ein Maurer, der auf etwa 2000 Franken kam, aber weniger als ein Pfarrer, der etwa 4000 Franken verdiente und zudem ein Pfarrhaus bewohnte.[19]

Eine Erfolgsstatistik konnten die Stadtmissionare verständlicherweise nicht vorlegen. Sie versäumten es jedenfalls nicht, auf das schwierige Umfeld hinzuweisen. Sie begegneten «bodenlosen Abgründen eines Unglaubens, einer Kirchenflucht, einer Sonntagsentheiligung, allen Sünden und Lastern, wie wir sie vorher kaum erahnten und wie sie doch mitten unter uns tatsächlich vorhanden sind».[20] Sie trafen «auf ein Meer von Elend, einen Sumpf von sittlichem Verderben, eine weite Sandwüste voll von Gleichgültigkeit und geistlichem Tod, auf durch Zerstreuung und Weltsinn festgetretenen, keinen Samen eindringen lassenden Boden».[21] Vor allem Männer waren oft unnahbar, während sich die Frauen in der Regel offener zeigten. Am meisten Verständnis fanden die Missionare bei Menschen, die einen Schicksalsschlag erlitten hatten, die krank oder dem Tod nahe waren.

4.1.2. Aufbruch oder Krise

Die Notwendigkeit, «innere Mission» zu betreiben, war aus der Sicht der Evangelischen Gesellschaft auch in den Golden Twenties gegeben. Von Massenelend wie im 19. Jahrhundert konnte man zwar nicht mehr unbedingt sprechen. Umso grösser aber waren die religiöse Indifferenz, die Vergnügungssucht, der Materialismus. Statt in die Kirche ging man ins Kino oder zum Sport. Die politischen Gegensätze äusserten sich im «Klassenhass, noch geschürt durch die Parteien, die nur materielle Ziele kennen, die um die Volksgunst buhlen mit der Absicht, die Herrschaft und den Besitz an sich zu reissen».[22] Die Stadtmissionare «stossen in unserer Bevölkerung auf eine unglaubliche sittliche Verwilderung und religiöse Zersetzung. Es ist sehr häufig unter Ehegatten und Familienmitgliedern jedes auch nur natürliche Gefühl für Recht und Pflicht gegeneinander völlig erstorben und jede Verantwortlichkeit vor einem Höheren wie ausgelöscht.

Brennende Lebensfragen

Die **Evangelische Gesellschaft des Kantons Zürich** veranstaltet auch diesen Winter in **Zürich-Außersihl** vom 16. bis 27. Februar 1927 eine Reihe öffentlicher Vorträge und zwar diesmal von

Johannes Hölzel aus Berlin

Vorträge mit freier Aussprache

abends 8 Uhr im **Volkshaus** Stauffacherstraße 60

Mi. 16. Febr: **Kann man noch an einen Gott der Liebe glauben?**
Fr. 18. Febr.: **Wo liegt die Ursache der sozialen Not?**
Sa. 19. Febr.: **Wann wird es endlich besser werden?**

Vorträge ohne Aussprache

in der **Lukaskapelle** Brauerstraße 60

So. 20. Febr.
- 9¼ Uhr: **Warum können so viele Menschen nicht glauben?**
- 5 Uhr nachm.: **Frauenversammlung** für Frauen und Töchter: **Warum gibt es so viele unglückliche Frauen?**
- 8 Uhr abends: **Jugendversammlung** für junge Menschen vom 16. Jahr an: **Die gegenseitige Verantwortung der Geschlechter.**

Mo. 21. Febr., abends 8 Uhr: **Männerversammlung** für Männer und junge Männer: **Freie Liebe oder christliche Ehe?**
Di. 22. Febr., abends 8 Uhr: **Warum gibt es so viel Leid auf Erden?**
Mi. 23. Febr., abends 8 Uhr: **Wer ist Christus?**
Do. 24. Febr., abends 8 Uhr: **Ist mit dem Tode alles aus?**
Fr. 25. Febr., abends 8 Uhr: **Lohnt sichs noch zu beten?**
Sa. 26. Febr., abends 8 Uhr: **Weltrevolution oder Weltversöhnung?**
So. 27. Febr.
- 9¼ Uhr: **Kann man sein Leben noch einmal neu anfangen?**
- abends 8 Uhr: **Schlußversammlung: Vor der Entscheidung!**

Frauenversammlungen um ½3 Uhr in der **Lukaskapelle:**

Dienstag 22. Febr.: **Der Beruf der Frau.** 23. Febr.: **Dunkle Tage im Leben der Frau.** 24. Febr.: **Der Einfluß der Frau.** 25. Febr.: **Des Hauses Sonnenschein.**

Dem Ringen nach Klarheit und Gewißheit in den wichtigsten Lebensfragen möchten diese Vorträge entgegenkommen. An den drei ersten Abenden bieten wir zu **offener Auseinandersetzung mit dem Redner** jedermann Gelegenheit. Neben einer besonderen **Jugendversammlung** und einer **Männerversammlung** veranstalten wir auch **Frauenversammlungen** zur Besprechung der besonderen Schwierigkeiten und Nöte, die die arbeitenden Frauen bedrücken. Zu all diesen Versammlungen ergeht hiemit an die Bevölkerung von Außersihl unsere freundliche Einladung.

BERICHTHAUS ZÜRICH

Für Vorträge und Evangelisationsveranstaltungen wurden oft auswärtige bekannte Referenten eingeladen. (Quelle: Archiv der Evangelischen Gesellschaft)

Man begegnet barem und bewusstem Heidentum nicht nur bei der Männerwelt. Bei den Frauen zeigt sich wachsende Vergnügungssucht, es gibt ganze Komplotte zu Kaffeegesellschaften ausser dem Hause während der Arbeitszeit des Mannes.»[23] Auch vom Aktivdienst während des Zweiten Weltkriegs gehe keine moralische Wirkung aus, denn der Militärdienst wirke sich negativ auf das Ehe- und Familienleben aus. Die Frauen seien überlastet, die Kinder verwilderten.[24] Das Kriegsende habe dann zu «umso grösserem Hunger nach Lebensgenuss» geführt.[25] Auch drei Jahre später stand es nicht besser. «Sechs unselige Kriegsjahre und drei nicht minder unselige Nachkriegsjahre haben es nicht vermocht, die Menschen aufzurütteln», klagte ein Stadtmissionar.[26]

Angesichts solcher Herausforderungen entwickelte die Stadtmission neue Methoden neben den traditionellen. Sie führte die Strassenpredigt und die Mitternachtsmission ein. Promotor war der Missionar Ignaz Heyn (1880–1936), der bis 1917 bei der Heilsarmee gewesen war. Von 1922 an predigte er – mit polizeilicher Erlaubnis – im Sommer am Sonntagmorgen oder Sonntagabend auf öffentlichen Plätzen, etwa unter den Uraniabögen oder auf dem Bellevueplatz, unterstützt von einem gemischten Chor, einem Bläserquartett oder einem Grammophon mit Verstärker. Am Schluss wurden unter den etwa 200–300 Versammelten Flugblätter mit missionarischen Appellen verteilt, die eindringlich zur Umkehr aufriefen.

Die Mitternachtsmission war ebenfalls eine Schöpfung Heyns. Zweimal in der Woche verteilten Zweierpatrouillen um Mitternacht Flugblätter in Gaststätten und auf den Strassen. An der Schützengasse beim Hauptbahnhof wurde ein Sprechzimmer eingerichtet, in welchem ebenfalls nachts Rat und Trost eingeholt werden konnten. Man habe, schrieb Heyn, sich bis jetzt vor allem an die Männerwelt gewandt, möchte jetzt aber auch die «gefährdeten» oder «gefallenen» Frauen erreichen.[27] Ergänzt wurde die Mitternachtsmission durch eine Mahlzeit für Obdachlose am Sonntagvormittag. Heyns Aktivitäten – die Ausrichtung auf Randgruppen, anonyme Gesprächsmöglichkeiten und die Einrichtung einer Zufluchtsstätte – waren ihrer Zeit voraus, wurden aber in den 1950er-Jahren wieder aufgegriffen.

Da die Evangelische Gesellschaft gleichzeitig an den bewährten Methoden festhielt, kam es zu einem Ausbau der Stadtmission. Diese erhielt 1930 mit der neu erbauten Liegenschaft «Zur Sonnenburg» an der Hotzestrasse ein eigenes Zentrum. 1927 waren sechs Missionare und drei Missionarinnen sowie zahlreiche Freiwillige unterwegs. Hatten die Ausgaben 1910/11 noch 23'000 Franken betragen, so waren es 20 Jahre später 51'000 Franken. Davon deckten Spenden ein knappes Drittel und einzelne Kirchgemeinden – die kirchlichen Instanzen standen der Stadtmission nicht mehr so skeptisch gegenüber wie im 19. Jahrhundert – ein Sechstel. Fast die Hälfte aber stammte aus der Hauptkasse der Evangelischen Gesellschaft, die damit letztlich überfordert war. So trugen die Ansprüche der Stadtmission zum finanziellen Desaster der 1930er-Jahre bei.[28] Entsprechend wurde diese stark von den Sanierungsmassnahmen betroffen. 1937 waren fünf, 1950 noch vier Missionare im Einsatz. Die Strassen- und Mitternachtsarbeit wurde mit dem Tod Heyns eingestellt.

4.1.3. Neue Wege

Die 1950er-Jahre leiteten in der Geschichte der Stadtmission einen Wandel ein. Das gesellschaftliche Umfeld hatte sich verändert. Die Arbeiterschaft differenzierte sich aus, das klassische Proletariat existierte kaum mehr. Das Wirtschaftswachstum bewirkte auch, dass sich ein grossstädtisches Vergnügungsangebot entfaltete. Die Polizeistunde, die Schliessung aller Gaststätten um Mitternacht, wurde vorerst für einige «Nachtcafés» aufgehoben und in den 1990er-Jahren ganz abgeschafft. Der materielle Wohlstand machte allerdings nicht alle glücklich und zufrieden: «In den Fünfziger Jahren haben sich die gesellschaftlichen Verhältnisse geändert, als nun das Bedürfnis nach Linderung akuter Not [...] nicht mehr im Vordergrund steht. Vermehrt ist hingegen die Rede von kirchlicher Entfremdung, seelischer Vereinsamung und sittlicher Gefährdung.»[29]

Unter der Leitung von Kurt Scheitlin, ihrem ersten vollamtlichen Leiter (1953–1958),[30] unternahm die Stadtmission einen eigentlichen Neustart. Die finanziellen Umstände waren günstig. Die Evangelische Gesellschaft konnte diese Lasten zwar nicht allein tragen, dank der verbesserten Finanzlage[31] jedoch von den 1970er-Jahren an jährlich zwischen 250'000 und 300'000 Franken beisteuern. Hinzu kamen direkte Spenden an die Stadtmission sowie die Beiträge kirchlicher Institutionen. Vor allem seit der Aktion «Zürich – wohin» (1956), in welcher die Zürcher Bevölkerung zur Besinnung über ihren weiteren Weg aufgerufen worden war, arbeiteten Kirche und Stadtmission eng zusammen. Gleichzeitig wurde das Personal aufgestockt. Hatte man 1950 noch vier Personen beschäftigt, so waren es 1980 17 und – nach der Loslösung der «Dargebotenen Hand» – 2001 elf, von denen einige Teilzeit arbeiteten. Das Geschlechterverhältnis zwischen Missionaren und Missionarinnen war nun ziemlich ausgeglichen.

Adressaten, Analysen, Zielsetzungen und Methoden der Stadtmission veränderten sich seit den 1950er-Jahren grundlegend. Der Hausbesuch trat in den Hintergrund. Hatte es 1953 noch geheissen: «Der Hausbesuch ist unter vielen möglichen Wegen immer noch der beste»,[32] so verlautete über diesen sechs Jahre später: «Immer mehr verwaist dieser einst wichtigste Zweig der Stadtmission.»[33] An die Stelle des Proletariats traten einerseits anonym per Telefon Rat suchende Menschen, anderseits Randgruppen wie Prostituierte, gefährdete Jugendliche, Drogen- und Alkoholsüchtige. Hinzu kamen die Beschäftigten des Gastgewerbes. Um diese, die wegen ihrer Arbeitszeiten die regulären Gottesdienste kaum besuchen konnten, zu betreuen, war nach dem Ersten Weltkrieg der «Christliche Bund für das Gastgewerbe» entstanden.[34] Dieser delegierte die Aufgabe für den zürcherischen Bereich 1939 teilweise, 1954 vollständig an die Stadtmission und beteiligte sich an der Finanzierung.[35]

Warum gab es unterprivilegierte Randgruppen? Hatte die Evangelische Gesellschaft die Ursache dafür früher in der Sündhaftigkeit der Menschen gesehen, so sah man sie nun in den gesellschaftlichen Verhältnissen. Diese Menschen seien «Opfer verunglückter Familienverhältnisse, Opfer marktwirtschaftlichen Leistungsdruckes, Opfer von Macht, die rücksichtslose Stärkere über Schwächere ausüben. Unter dem Vorwand von ‹Rationalisierung des Betriebes› und ‹Sparmassnahmen› werden Menschen an die Wand gedrückt und ausgestossen. Wer bleibt, wird gnadenlos ausgebeutet.»[36]

Die veränderte Analyse führte zu einer Änderung der Zielsetzungen. Die christliche Motivation der Missionare und Missionarinnen wurde zwar nicht angetastet: «Weil

unsere Hilfe zeugnishaften Charakter hat, dürfen wir uns nicht vom klaren Bekenntnis zu unserem Herrn abdrängen lassen.»[37] Bei den Zielgruppen aber trat die Bekehrung gegenüber der Lebenshilfe in den Hintergrund. Sehr deutlich wurde dies beim Umgang mit den Prostituierten. 1953 wurde die «Strassen- und Mitternachtsmission» wiederaufgenommen mit der Absicht, «jene Menschen anzusprechen, die in ganz anderer Absicht auf den Strassen stehen, und in Bars und Cafés zu gehen, um jenen Leuten die Freude im Evangelium zu bezeugen, welche diese Freude an einem ganz anderen Ort suchen».[38] Das war allerdings nicht leicht: «Wir werden meistens als Störenfriede empfunden und abgelehnt.» Daher müsse das Hauptgewicht auf die «innere Vorbereitung» und nicht auf «Subito-Bekehrung» gelegt werden.[39] Es gehe nicht darum, den Angesprochenen «die Leviten zu lesen, sondern nach ihrer Not zu fragen und Hilfe anzubieten».[40] Das Ziel war allerdings, die Angesprochenen zu bewegen, einen neuen Weg zu suchen.[41] Vom Ende der 1960er-Jahre an wandte sich die auf der Strasse betriebene «Mitternachtsmission» weniger an die Prostituierten, sondern vor allem an gefährdete Jugendliche und schlief um 1973 ganz ein. 1974/75 wurden in Zürich-Aussersihl zwei «Kinderhäuser» eingerichtet, in denen je acht Kinder aus schwierigen Verhältnissen eine Tagesbetreuung erhielten. Die Trägerschaft ging 1981 aus finanziellen Gründen an einen selbständigen Verein über. Eine heftige Kontroverse über die Frage, ob das missionarische Element in der Stadtmission nicht zu kurz komme, führte 1980/81 zum Rücktritt sowohl des Gesellschaftspräsidenten wie auch des Leiters der Stadtmission – für den Letzteren fand man während sechs Jahren keinen Ersatz. In den 1990er-Jahren wandte sich die Stadtmission wieder vermehrt den Prostituierten zu. Es galt, der Gefahr, die von der Ausbreitung des HIV-Virus ausging, zu begegnen sowie die oft hilflosen, isolierten und ausgebeuteten, meist ausländischen Prostituierten und Tänzerinnen zu unterstützen. Das entsprechende Projekt hiess zunächst «APIS» («Aids-Prävention im Sex-Gewerbe») und später «Isla Victoria». Man instruierte die Prostituierten über AIDS-Verhütung, beriet sie und bot ihnen Mittagessen und Deutschkurse an. Neben einem eigenen Lokal an der Schöneggstrasse – einer «Schutzinsel» im Zentrum der «Vergnügungsindustrie» – in Zürich-Aussersihl wurde ein mobiles Beratungsangebot eingerichtet; Frauen aus den Herkunftsländern der Prostituierten arbeiteten mit. 2003 zählte man 15'000 «Erst- und Folgekontakte». Bei all dem trat das konkrete Hilfsangebot gegenüber dem Missionsgedanken in den Vordergrund; es ging – im Unterschied zu den 1950er-Jahren – nicht mehr primär darum, die Frauen von ihrem «sündigen» Tun abzubringen. Der Gebrauch des Kondoms war wichtiger geworden als der Glaube an die Auferstehung. «Längst werde in diesem evangelischen und landeskirchlichen Werk nicht mehr missioniert», sagte deren Leiterin, die Sozialarbeiterin Regula Rother, 2009.[42]

Mit der Zielsetzung änderten sich die Methoden. Man ging nicht mehr zu den Leuten, sondern schuf Begegnungsstätten. 1960 wurde am Limmatquai 112 das «Foyer der Stadtmission» eröffnet als «Oase der Stille und des Friedens [...] in der Wüste der Grossstadt».[43] Hier wurden günstige Konsumations-, aber auch Gesprächsmöglichkeiten angeboten. 1961 fanden 750 Gespräche statt, wovon zwei Drittel im Bereich der «Mitternachtsarbeit». 1973 wechselte das Zielpublikum. Das Lokal hiess nun «JUCA» («Jugendcafé») und richtete sich vor allem an drogenabhängige und gefährdete Jugendliche.[44] 1977 zog es in den «Seilerhof» an der Häringstrasse 20 um, wo es 1994

Das Leitbild der Stadtmission von 1998

«Das Ziel des diakonischen Handelns ist der Dienst für Menschen, die an den Rand der Gesellschaft gedrängt werden, in schwierigen Situationen sind, oder Menschen, die auf den Schattenseiten des Lebens stehen; sozial Benachteiligte, Einsame, Suchtgefährdete, psychisch Belastete und solche, die seelsorgerlichen Rat suchen.
Der Dienst der Stadtmission ist Ausdruck der Liebe Gottes zum Menschen, darum spricht er den Menschen als Ganzes an und ist für das leibliche, geistliche und seelische Wohl besorgt. Zu den Aufgaben der Stadtmission gehört, mit Menschen, die Hilfe brauchen, in Kontakt zu kommen. Sie sucht nach Wegen, diese Menschen zu erreichen, und bemüht sich um Offenheit, ihnen den Zugang zur Hilfe zu erleichtern.
Die Stadtmission [...] versucht auch Menschen anzusprechen, die von der Kirche nicht oder nicht mehr erreicht werden. Dies geschieht einerseits durch das Schaffen von Räumen, in denen diese Menschen sich wohl fühlen können, wo sie ernst genommen werden mit ihren Nöten und Problemen und praktische Hilfe erfahren. Es geschieht aber auch durch Aufsuchen an ihren Arbeitsplätzen, wo ihnen seelsorgerliche Beratung und praktische Hilfe angeboten wird.»[1]

1 Archiv der Evangelischen Gesellschaft.

in «YUCCA» – Palmlilie – umgetauft wurde, da es sich nicht mehr in erster Linie an Jugendliche richtete.

Am längsten hielt sich die traditionelle Methode in der «Gastgewerbe-Seelsorge». Der Missionar besuchte Köche und Servierpersonal an ihren Arbeitsorten und verteilte die Zeitschrift «Der Bote». Daneben wurden auch besondere Gottesdienste, Bibelstunden, Andachten im Flughafengebäude und Ferienreisen angeboten. Vom Ende der 1990er-Jahre an mussten auch diese Besuche aufgegeben werden, weil die Angesprochenen während der Arbeit dafür keine Zeit hatten. Aus der «Gastgewerbe-Seelsorge» wurde ein «Beratungsdienst für Gastro-Angestellte», vor allem solche, die sich in Schwierigkeiten – Kündigungen, Lohnstreitigkeiten, Asylprobleme et cetera – befanden.

4.1.4. Seelsorge am Telefon: die «Dargebotene Hand»

1953 entwickelte erstmals ein anglikanischer Pfarrer in London die Idee, selbstmordgefährdeten Menschen ein Nottelefon anzubieten. Es folgten entsprechende Versuche in Berlin und in Schweden. In Zürich ergriff 1957 der Leiter der Stadtmission, Kurt Scheitlin, die Initiative. Unterstützt wurde er dabei vom Gründer des Migros-Genossenschaftsbunds, Gottlieb Duttweiler, dem auch der passende Name «Dargebotene Hand» eingefallen sein soll.[45] Auch hier stand zunächst die Verhinderung von Selbstmord durch ein anonymes Gesprächsangebot im Vordergrund. Indessen wurde die «Dargebotene Hand» rasch zu einer Aussprachemöglichkeit für alle Menschen, die sich in einer schwierigen oder gar aussichtslosen Lage fühlten.

Die neue Einrichtung entsprach offenbar einem Bedürfnis, sodass sie rasch zum grössten Zweig der Stadtmission aufstieg. Registrierte man 1958 3600 Anrufe, so waren es 1979 23'000; auf dieser Höhe pegelte sich die Zahl dann etwa ein. Hatte man 1957 mit zwei Mitarbeitern, einem Ehepaar, begonnen, so zählte man 1979 sieben vollamtliche und 40 Teilzeit arbeitende, freiwillige Helfer und Helferinnen. Sehr rasch wurden in weiteren Schweizer Städten entsprechende Nottelefone eingerichtet, die von der Zürcher Stadtmission unabhängig waren und unterschiedliche Trägerschaften hatten. 1960 wurde der Dachverband «Schweizerische Vereine der Dargebotenen Hand» gegründet.

Gemäss seinen ersten Statuten erfolgte die Hilfe der «Dargebotenen Hand» «auf uneingeschränkt reformatorischer Grundlage». Was aber, wenn ein Katholik anrief? – 1965 waren in Zürich 40 Prozent der Ratsuchenden katholisch! Und sollte etwa im katholischen Luzern eine «Dargebotene Hand» von Protestanten nur für Protestanten aufgebaut werden? Wenn nicht zwei konfessionelle Parallelorganisation entstehen sollten, zwischen deren Telefonnummern der Suizidgefährdete zunächst einmal sorgfältig unterscheiden musste, dann konnte nur die ökumenische Zusammenarbeit die Lösung bringen.[46] In den 1960er-Jahren entstanden die ersten Kontakte zur katholischen Kirche. Der weitere Weg war allerdings schwierig, weil beide Parteien von der Gegenseite Bekehrungsaktionen befürchteten. Berechtigt war diese Furcht kaum, denn wie in den anderen diakonischen Bereichen trat der missionarische und damit allenfalls auch konfessionelle Impetus immer mehr zurück. «Der theologische Aspekt ‹verloren – gerettet› steht in der Telefonseelsorge nicht im Vordergrund, weil wir glauben, dass diese Heilsfrage zutiefst zusammenhängt mit dem notvollen Aspekt ‹ungeliebt – geliebt› und ‹einsam – gemeinsam›. Das Heil hat seine diesseitige konkrete Gestalt, die sich in der diesseitigen Not zunächst real erweisen muss. Von daher können Glaubensfragen erst aufbrechen und wirklich besprochen werden. Die religiöse Anrede ist in der Telefonseelsorge deshalb äusserst zurückhaltend. An die Stelle einer unvermittelten religiösen Anrede setzen wir lieber die Antwort auf eine an uns gerichtete Frage [...]. Der Klient soll nie das Gefühl bekommen, dass irgendeine Glaubensaussage bei uns zum ‹Metier› gehört und geschluckt werden muss», hiess es bereits 1967 in einer internen Anweisung an die Mitarbeiter.[47]

1976 wurde ein konsultatives Mitspracheorgan aus den drei Landeskirchen[48] gebildet; diese beteiligten sich auch an den Betriebskosten. Die Stadtmission und über sie die Evangelische Gesellschaft wurden dadurch finanziell wesentlich entlastet. Auf die Dauer war es nun allerdings nicht mehr sinnvoll, dass eine ökumenische Organisation rechtlich ein «Unterzweigwerk» eines genuin protestantischen Vereins blieb. 1981 wurde die «Dargebotene Hand Zürich» aus dieser Verbindung herausgelöst und zu einem selbständigen Verein, dessen Träger die drei Landeskirchen waren. Die Evangelische Gesellschaft konnte sich wie in anderen Fällen mit den Worten des Theologieprofessors Gottlob Schrenk trösten: «So ist die Evangelische Gesellschaft selbstlose Anregerin geworden zu Entwicklungen, die weit über sie hinaus griffen und gar nicht mehr gebunden blieben an diese Einzelorganisation. Aber gerade dieses, dass sie so weite Gebiete befruchten durfte, ist der ihr von Gott zugeordnete Lebenszweck geworden.»[49]

Die Ziele der «Dargebotenen Hand»

«Die Dargebotene Hand will den modernen Menschen mit all ihren Sehnsüchten und Abgründen beistehen. Die Hand reichen. Das Ohr leihen. – In einer Zeit, in der kaum jemand noch Zeit hat, schenkt sie Zeit und öffnet am Telefon einen virtuellen und zugleich realen Raum, in dem Ungesagtes gesagt werden darf und auch Unerhörtes geduldig gehört wird. Und manchmal geschieht es dann, dass man der Suchenden oder dem Verzweifelten ein, zwei Worte mitgeben kann, die einen akuten Konflikt in einem andern Licht erscheinen lassen oder die gar etwas Proviant sind für die weitere Reise.»[1]

1 Dargebotene Hand, S. 16.

4.2. Die Landmission

4.2.1. Die Frommen auf dem Land

Christliche Gemeinschaften mit pietistischem Charakter entstanden auf der Zürcher Landschaft unabhängig von der Evangelischen Gesellschaft und zum Teil vor ihr. In Stäfa ist bereits 1770 eine Herrnhuter Brüdergemeinde bezeugt. In Wädenswil fanden seit den 1840er-Jahren christliche Versammlungen statt, ebenso im kleinen Ebmatingen. In Wetzikon und Wald entstanden 1863 evangelische Vereine.

Zu einem pietistischen Zentrum wurde jedoch Männedorf. Ausgangspunkt war die Tätigkeit von Dorothea Trudel (1813–1862). Sie stammte aus einfachen Verhältnissen und arbeitete zuerst in einer Seidenweberei, später als Posamenterin und Blumenbinderin. Zeitweise stand sie mit den Herrnhutern, zeitweise mit den Darbysten in Verbindung; sie hatte Erweckungserlebnisse. Seit Mitte der 1840er-Jahre führte sie Gebetsheilungen durch. Ihr Ruf verbreitete sich, ihr Haus wurde nach der Mitte des Jahrzehnts zu einer eigentlichen Gebetsheilanstalt. Bis zu 160 Ratsuchende pro Tag trafen bei ihr ein, wobei offenbar seelisch Erkrankte überwogen. Bezahlt wurde mit Spenden. Trudel stellte keine Diagnosen und verschrieb keine Medikamente; sie betete mit den Kranken, legte ihnen die Hand auf und salbte sie. Sie betonte auch immer wieder, dass ihr die Bekehrung der Seelen ebenso wichtig wie die Heilung sei. Des ungeachtet wurde sie 1861 wegen Verstössen gegen das Medizinalgesetz angeklagt, in einem spektakulären Prozess jedoch vor dem Zürcher Obergericht freigesprochen. Ihr Verteidiger, Hans Heinrich Spöndlin, war ein prominentes Mitglied der Evangelischen Gesellschaft.

Seit 1860 amtete Samuel Zeller (1834–1912), Neffe des Leiters der Erziehungsanstalt Beuggen bei Basel, als Assistent bei Trudel.[50] Nach ihrem Tod übernahm er die Anstalt. Unter ihm wuchs diese auf 15 Wohnhäuser und eine Kapelle an. Zeller konzentrierte sich ganz auf die Behandlung von Gemütskranken und inspirierte die Gründung einer Reihe weiterer pietistischer Heilanstalten, die zum Teil heute noch als psychiatrische Kliniken existieren. Darüber hinaus begründete er ab 1861 ein Evangelisationsnetz vor allem beidseits des Zürichsees. Es bestand aus selbständigen lokalen Vereinen wie

etwa in Wädenswil[51] oder Stäfa – dort parallel zur Brüdergemeinde – und schliesslich 13 «Versammlungsstationen», an denen drei Prediger wirkten. Um die Jahrhundertwende untersagte eine neue Verordnung die Behandlung von Geisteskranken in Anstalten ohne diplomierte Ärzte. Zellers Neffe und Nachfolger Alfred Zeller (1872–1948) führte das Unternehmen nun als «Bibel- und Erholungsanstalt Männedorf» weiter.[52] Als Ferien- und Tagungszentrum in Verbindung mit einem Pflegeheim existiert es unter dem Namen «Bibelheim» heute noch.

Nicht nur in Männedorf spielten einzelne Persönlichkeiten bei der Entstehung pietistischer Gemeinschaften eine wichtige Rolle. Der begüterte Wädenswiler Landwirt Julius Hauser (1834–1897) war ein Freund Zellers und wurde bald zum führenden Mitglied der von Zeller gestifteten «christlichen Gemeinschaft». Hauser hatte auch Kontakte zur Evangelischen Gesellschaft, in deren Zentralkomitee er 1880 aufgenommen wurde. Vor allem die Predigten des Fraumünsterpfarrers Georg Rudolf Zimmermann und des Privatdozenten Karl Friedrich Held beeindruckten ihn. 1865 richtete er auf seinem Hof ein Vereinszentrum ein, 1870 begründete er das Asyl Bühl für schwachsinnige Kinder und 1874 die Freie Evangelische Schule Wädenswil.[53]

In Horgen war der Färbereibesitzer Karl Zwald (1837–1926) die treibende Kraft bei der Gründung der «Evangelischen Versammlung» 1867. Zwald stand in Kontakt mit Zeller, aber auch mit dem Stadtmissionar Georg Ebinger.[54] In Wald begründeten Jakob Oberholzer-Schaufelberger (1814–1881), Besitzer der Baumwollweberei Wald-Sagenrain, und seine Frau Barbara die «Freie Gemeinschaft Wald», auf dem Fabrikgelände wurde eine Kapelle errichtet. Ihr Sohn Ferdinand Oberholzer-Elsässer (1837–1905) und dessen Söhne Ferdinand (1872–1928) und Jakob führten die Tradition weiter; die beiden Ferdinand waren auch Mitglieder des Zentralkomitees der Evangelischen Gesellschaft. Zur Walder Gemeinschaft gehörten zudem ein Krankenverein, eine Sonntagsschule, ein Kindergarten und ein Chor.[55]

4.2.2. Expansion aufs Land

Seit den 1860er-Jahren war die Evangelische Gesellschaft bestrebt, ihr Aktionsfeld auf das ganze Kantonsgebiet auszudehnen, etwa durch die Gründung von Bezirkssektionen.[56] Neben der Stadt Winterthur[57] wurden die Freie Gemeinde Uster[58] und die Vereine in Wald und Wetzikon zu ersten Stützpunkten. Allerdings fehlte es zunächst an Personal, um diese Stützpunkte zu betreuen. Der Einsatz von Stadtmissionaren konnte wegen der Distanzen nur eine Notlösung sein. Dies änderte sich 1874, als die Evangelische Gesellschaft die offizielle Anerkennung als kantonale Sektion des Schweizerischen evangelisch-kirchlichen Vereins erhielt.[59] Das Zentralkomitee setzte eine siebenköpfige Kommission ein, die nun die «Landmission» organisierte. Sie stellte zwei «Landmissionare» an, unterhielt Kontakte mit den lokalen Vereinigungen und eröffnete «Stützpunkte» oder «Stationen», an denen die Prediger regelmässig Erbauungsstunden abhielten. 1881 bestanden 19 solche Stationen, vor allem im Zürcher Oberland.[60]

Damit stellte sich die Frage des Verhältnisses zum Zeller'schen Netzwerk am Zürichsee, zur «Brüderkonferenz Männedorf». Sie wurde 1884 durch eine Fusion gelöst.

Die Schriftstellerin Ottilie Wildermuth (1817–1877) über ihren Besuch bei Dorothea Trudel Ende September 1859

«Es verlangte mich, trotz einigen Vorurteils, mir über die eigentümliche Erscheinung ein Urteil zu bilden [...]. Als wir ankamen, war eben Abendandacht in der grössten Stube des kleinen Bauernhauses, das der Dorothea Trudel gehört. Sehr verschiedene Leute waren beisammen, wohlgekleidete junge Männer, gebrechliche dürftige Alte, feine junge Mädchen, Blödsinnige, Armselige, Taube, Halbblinde, aussen im Vorzimmer noch Kranke mit abschreckenden Gebrechen. Die Trudel, ein kleines, verwachsenes Persönchen mit einem nicht schönen, aber klaren und verständigen Gesicht [...] sass in der Mitte ihrer vielen Gäste. Nach einem frei gesprochenen Gebet zog sie aus einem Ziehkästchen ein Bibelkapitel, das sie las. Ihre Erklärung darüber war einfach, klar und überzeugend [...], keine Spur eines übersteigerten Zustandes [...]. Sie schloss wieder mit einem freien Gebet, dem ein Gesang der Versammelten folgte; sie hält jeden Tag vier solche Gebet- und Bibelstunden [...]. Sie ist eine Bauerntochter aus dem Dorf, war gesund, schlank und gerade bis in ihr zweiundzwanzigstes Jahr. Da verfiel sie in eine schwere, schmerzhafte Krankheit, brauchte jahrelang Ärzte und Hausmittel – alles umsonst. Endlich kam ihr in der Tiefe und Stille des Leidens der Gedanke, auf keine Menschenhilfe mehr zu warten, sondern sich ganz und rückhaltlos im Gebet an Gottes Hilfe zu wenden. Sie genas, und von da an drängte es sie, wenigstens ihre Hausgenossen und Nachbarn dem Herrn zuzuführen, der sie so wunderbar gerettet. Sie ist gewiss, dass die Heilkraft, wie sie der Herr selber ausgeübt und wie sie den Aposteln gegeben war, noch jetzt jedem gläubigen Gebet gewährt wird [...]. Gewiss gehört Dorothea zu den bedeutenden Menschen, die ihre eigene Atmosphäre mit sich führen; der Ernst und die Wärme ihres Glaubens teilen sich unwillkürlich mit, man fühlt sich in eine Welt des Glaubens versetzt.»[1]

1 Ev. Wochenblatt, 27. 12. 1888, S. 232; vgl. Ottilie Wildermuth's Leben, nach ihren eigenen Aufzeichnungen zusammengestellt und ergänzt von Agnes Willms und Adelheid Wildermuth, 3. Aufl., Stuttgart 1906, S. 320 ff.

Die Evangelische Gesellschaft übernahm die 13 Predigtstandorte Zellers sowie dessen drei Missionare. Die zuständige Kommission wurde zur «Elferkommission» erweitert: «Dieser elfgliedrigen Kommission wird die gesamte Evangelisationstätigkeit im Kanton Zürich unterstellt.» Die beratende Versammlung der lokalen Vereinspräsidenten und der Missionare – die «Brüderkonferenz» – konnte drei dieser elf Mitglieder vorschlagen; gewählt wurden indes alle vom Zentralkomitee der Evangelischen Gesellschaft.[61] Hauptaufgabe der Elferkommission[62] war es, die nunmehr fünf Prediger anzustellen, zu beaufsichtigen und deren Einsatz in den verschiedenen Versammlungen und Stationen zu planen. Das Werk Zellers in Männedorf wurde nicht mit einbezogen und blieb gewissermassen dessen Reservat.[63]

Mit dem Anschluss an die Evangelische Gesellschaft verloren die von Zeller gestifteten Gemeinschaften etwas von ihrer Selbständigkeit, profitierten aber vom organisatorischen Können und von der Finanzkraft der Evangelischen Gesellschaft. Diese zahlte die Löhne der Missionare und baute oder kaufte zum Teil auch Häuser für die Vereine; umgekehrt

flossen Beiträge und Spenden der Gläubigen in die Kasse der Elferkommission. Es blieb aber stets ein – zwischen 25 und 65 Prozent schwankendes – Defizit, das von der Hauptkasse der Gesellschaft ausgeglichen wurde.

Im Jahrzehnt nach der Fusion bildeten sich allmählich klarere, juristisch freilich komplizierte Strukturen heraus. Es gab acht rechtlich selbständige, aber vertraglich gebundene Evangelische Vereine, die alle über ein Vereinshaus für ihre Veranstaltungen und zum Teil auch über Kapellen verfügten.[64] In der Bannmeile eines Vereins befanden sich Aussenposten, «Stationen», meist in Privatwohnungen oder Bauernhäusern, in denen ebenfalls Zusammenkünfte – oft nur von wenigen Personen – stattfanden; 1888 waren es 23.[65] Überwölbt wurde dieses Netz vom Zweigwerk «Landmission» der Evangelischen Gesellschaft, das in letzter Instanz dem Zentralkomitee unterstand.

4.2.3. Blüte und Niedergang

Von der Jahrhundertwende an war der Kurs der Landmission auf Konsolidierung, nicht auf Expansion angelegt. Neue lokale Vereine entstanden nicht, die Zahl der «Aussenposten» wurde eher reduziert. In den Bezirken Andelfingen, Bülach, Dielsdorf und Affoltern war die Gesellschaft, wenn man von den Bezirkssektionen absieht, kaum oder gar nicht präsent. Auch die Mitgliederzahlen der einzelnen Vereine erreichten um 1900 das Maximum. Die Konkurrenz durch die Freikirchen war wesentlich grösser als in der Stadt. In den lokalen Vereinen selbst war das traditionalistisch-landeskirchliche Element, das ja letztlich auf den städtischen Obrigkeitsstaat des Ancien Régime zurückging, schwächer, das pietistisch-freikirchliche Element stärker als an der Spitze der Gesellschaft. Infolgedessen konzentrierte man sich darauf, die «Frommen auf dem Lande» bei der Stange zu halten und nicht an die freikirchliche Konkurrenz zu verlieren.[66] Die Missionierung der «Gottfernen», die für die Stadtmission zentral war, spielte kaum eine Rolle.

Immerhin entfalteten die Prediger wie auch die Vereine intensive Aktivitäten. Die Zahl der Missionare stieg von fünf (1884) auf acht (1927). Wie die Stadtmissionare kamen sie meist aus der Basler Missionsschule oder der Predigerschule von Chrischona. Vor allem in der Zwischenkriegszeit fanden sich auch akademisch gebildete Theologen unter ihnen, doch wechselten diese in der Regel rasch an eine ordentliche Pfarrstelle. Die Arbeit der Missionare war anstrengend. Im Berichtsjahr 1902/03 absolvierte einer 1629 Einzelgespräche, 141 Predigten, 194 Bibel- und Gebetsstunden, 88 Sonntagsschulstunden und 73 Spitalbesuche.[67] Der Prediger Emil Weltin hielt 1939 129 Gottesdienste und 127 Bibelstunden ab. Dazu kamen 10–15 Hausbesuche pro Woche.[68] Die von den Missionaren abgehaltenen Versammlungen bestanden aus Gebet, Gesang, dem Verlesen eines Bibelabschnitts und einer Ansprache, die «einfach, biblisch und erbaulich» sein sollte. Die Kasualien blieben den Ortspfarrern überlassen, das Abendmahl konnte abgehalten werden, wenn es die Versammlung wünschte und die Elferkommission einverstanden war.[69] Während des Ersten Weltkriegs und danach wurden zudem in einzelnen Gemeinden «Evangelisationswochen» durchgeführt, gewissermassen eine «geballte Ladung» christlicher Verkündigung. Anfang und Schluss bildeten sonntägliche Gottesdienste, an den Nachmittagen der Woche fanden Bibelstunden, an den Abenden Vorträge statt.

Dabei wurden auswärtige Prediger oder Pfarrer beigezogen, auch die örtlichen Pfarrer wirkten zum Teil mit.

Vor allem in den grösseren lokalen Gemeinschaften entwickelte sich ein recht intensives Vereinsleben mit Sonntagsschulen, Töchter- und Jugendgruppen sowie Chören. Die Entwicklung der einzelnen Vereine und ihre Rolle innerhalb der jeweiligen Kirchgemeinde hing stark von der lokalpolitischen Situation ab. Beispielhaft dafür ist Horgen. Hier wurde 1863 Konrad Wilhelm Kambli, ein Exponent des theologischen Liberalismus, mit Zweidrittelmehrheit zum Pfarrer gewählt. Der Führer der «positiven» Opposition, der Färbereibesitzer und spätere Gemeindepräsident Karl Zwald (1837–1926), gründete daraufhin zusammen mit Samuel Zeller den Evangelischen Verein. Zunächst gab es noch einen konservativen Pfarrhelfer. Als aber 1875 die Pfarrer von zahlreichen administrativen Aufgaben entlastet wurden, fand die Mehrheit der Kirchgemeinde, nun genüge eine einzige Pfarrstelle. Daraufhin hielt der Evangelische Verein seine eigenen Gottesdienste im Vereinshaus bewusst zeitlich parallel zu den Sonntagspredigten Kamblis ab. Kambli wurde zwar 1875 sehr deutlich wiedergewählt, verzeichnete aber einen eher schwachen Gottesdienstbesuch, weil seine liberalen Gefolgsleute schlechtere Kirchgänger waren. Auf den Weggang Kamblis 1885 folgte ein «gemässigt-positiver» Pfarrer, worauf der Evangelische Verein seinen Gottesdienst auf den späteren Sonntagnachmittag verlegte. Nachdem jedoch 1899 ein zweiter und zwar liberaler Pfarrer berufen worden war, hielten Zwald und seine Anhänger ihren Gottesdienst wieder am Sonntagvormittag – seit 1908 in einer eigenen Kapelle – ab, allerdings nur, wenn der liberale Pfarrer in der Dorfkirche am Zug war.[70] – In Küsnacht löste die Wahl eines liberalen Pfarrers 1890 die Gründung eines Evangelischen Vereins aus, der ein Jahr später ein eigenes Vereinshaus bezog, hier am Sonntagvormittag Konkurrenzgottesdienste abhielt und eine eigene Sonntagsschule führte. Die Liberalen antworteten prompt mit der Gründung einer zweiten Sonntagsschule. Erst die Wahl eines «positiven» Pfarrers 1916 führte zum «Gefechtsabbruch»; der Verein forderte seine Mitglieder auf, am Sonntagvormittag den Gottesdienst in der Ortskirche und am Nachmittag jenen des Vereins zu besuchen. Auch die Sonntagsschulen wurden zusammengelegt.[71]

Im Jahr 1937 existierten noch neun evangelische Vereine und elf «Aussenposten». Fast überall wurde an jedem Sonntag gepredigt, an einigen Aussenposten nur alle 14 Tage. An 14 Orten wurde wöchentlich eine Bibelstunde abgehalten. Weiter zählte man fünf Sonntagsschulen, fünf Chöre, drei Jungmännervereine, drei Töchtervereine und drei Missionsvereine. Diese Zahlen dürfen aber nicht darüber hinwegtäuschen, dass die Mitgliederzahlen rückläufig waren. Um 1900 hatte man an den Gottesdiensten in Wädenswil und Horgen manchmal über 200 Teilnehmer gezählt; die 1908 eingeweihte Kapelle in Horgen bot sogar 600 Personen Platz. Der fleissige Prediger Weltin musste sich 1939 mit bescheideneren Zahlen zufriedengeben. Zu seinen Gottesdiensten in Stäfa erschienen 60–100 Personen, in Hombrechtikon 20–30, in Herrliberg 15–25. Seine Bibelstunden besuchten 5–30 Personen. 80 Prozent seines Publikums bestand aus Frauen.[72] Auch in Horgen und Wädenswil kamen zu dieser Zeit kaum je über 100 Personen zur Predigt seiner Kollegen, anderswo waren es wesentlich weniger. Man betreue «kleine und kleinste Herden», stellte der Jahresbericht 1936 fest.[73]

Eine wesentliche Ursache für diesen Rückgang war der Abbau der Gegensätze zwischen den kirchlichen Institutionen und den evangelischen Vereinen, wie es in Horgen

besonders deutlich wurde. Wenn man am Sonntagmorgen die Predigt eines «positiven» Pfarrers gehört hatte, hatte man nicht unbedingt das Bedürfnis, am Nachmittag zur Versammlung des evangelischen Vereins zu gehen. Wenn der «positive» Ortspfarrer Jugendgruppe, Sonntagsschule und Kirchenchor betreute, brauchte der Evangelische Verein kein eigenes Angebot zu unterhalten. Da die Missionare nicht konfirmierten, gab es auch keinen Nachwuchs aus Konfirmandenvereinigungen. Je mehr sich die evangelischen Vereine als Ergänzung und nicht als Kontrapunkt zum offiziellen kirchlichen Betrieb betrachteten, desto mehr verloren sie an Profil und Anziehungskraft.

Einen drastischen Einschnitt bedeutete die Finanzkrise der Evangelischen Gesellschaft 1935/36. Im Rahmen der Sanierungsmassnahmen wurden innerhalb weniger Jahre alle Zahlungen an die Landmission eingestellt; einzig die Renten der pensionierten Missionare und die Arbeitgeberbeiträge an die Pensionskasse der aktiven Prediger wurden noch von der Verwaltungskasse getragen. Die entsprechende Nachricht wirkte als Schock. «Unsere Leute können es nicht begreifen, dass unsere Geschäftsleitung es so weit hat kommen lassen, ohne vorher einmal ein offenes Wort von der misslichen Lage zu sagen», schrieb Weltin.[74] In der Folge musste die Zahl der Prediger von acht (1935) auf drei (1939) reduziert werden. Dieser Abbau setzte wiederum einen Teufelskreis in Gang. Die «Frommen auf dem Land» mussten sich fragen, was ihnen die Evangelische Gesellschaft noch nütze. Die Agonie der Landmission setzte ein. Sie dauerte lange, denn vielerorts harrte ein schrumpfendes Häuflein kämpferischer Frommer tapfer aus.

1939 löste sich der Evangelische Verein Elgg, spätestens 1947 jener von Küsnacht auf.[75] 1952 wechselten die Vereine in Wald und Stäfa zur Chrischona-Mission. 1961 schlossen sich die Überreste des Richterswiler Vereins jenem von Wädenswil an. Die drei Missionare amteten nun teilweise als Gemeindehelfer der Kirchgemeinden oder erteilten Religionsunterricht. Das Landkomitee – die ehemalige «Elferkommission» – schrumpfte auf zwei Mitglieder und verschwand 1973 ganz. Der einstmals so kämpferische Horgener Verein zählte 1979 noch 39 Mitglieder und kapitulierte im folgenden Jahr. Herrliberg gab Anfang der 1990er-Jahre auf, Wetzikon zu Beginn des 21. Jahrhunderts; beide zählten zuletzt nur noch etwa je ein Dutzend Mitglieder. Einzig der Wädenswiler Verein überlebte und baute 1950 sogar ein neues Vereinshaus an der Fuhrstrasse. 1990 zählte der Verein noch 80 Mitglieder. Seit 1992 nennt er sich «Evangelische Gemeinschaft Fuhr-Wädenswil»; die letzte Bindung an die Evangelische Gesellschaft – die Bezahlung des Arbeitgeberanteils der Pensionskassenprämien für den Prediger – wurde 2002 aufgelöst.

4.3. Sonntagsschulen

Prominente Mitglieder der Evangelischen Gesellschaft initiierten oder unterstützten Vereinigungen, welche sich um die Verkündung des protestantischen Glaubens an besondere Gruppen bemühten. Diese waren aber nie Zweigwerke oder Zweigvereine der Evangelischen Gesellschaft.

Die *Sonntagsschulen* für Kleinkinder waren in der Schweiz eine Schöpfung freikirchlicher und pietistisch-landeskirchlicher Kreise. Die kirchlichen Behörden und erst recht die laizistische Volksschullehrerschaft stand der Einrichtung bis gegen Ende des 19. Jahrhunderts ablehnend gegenüber. Die ersten Sonntagsschulen entstanden in

England um 1780. In Genf wurde als schweizerische Premiere im Rahmen des «Réveil» 1817 eine Sonntagsschule gegründet, die in der Folge lange von der 1831 entstandenen «Société Evangélique» getragen wurde.

Im Kanton Zürich entstanden die ersten Sonntagsschulen zunächst eher isoliert um die Mitte des 19. Jahrhunderts. Erste Initiantinnen waren 1848 die Töchter des konservativen Pfarrers Otto Werdmüller in Uster, die sich 15 Jahre später der «Freien Kirche Uster»[76] anschlossen. Wenig später begann auch Dorothea Trudel, Sonntagsschule zu halten.[77] Ende der 1850er-Jahre ergriffen die Methodisten, die mit dieser Institution von England her vertraut waren, die Initiative und errichteten eine grosse Zahl von Sonntagsschulen.[78]

Vermutlich spornte die methodistische Konkurrenz die Evangelische Gesellschaft an, auf diesem Feld aktiv zu werden. Um 1865 begann der Hausvater der in der St.-Anna-Kapelle[79] untergebrachten Anstalt für invalide Kinder, Johann Jakob Reiner, zunächst mit diesen Sonntagsschule zu halten. Bald kamen auch gesunde Kinder aus dem Quartier hinzu. Eine zweite Sonntagsschule eröffnete etwa gleichzeitig Cécile Meyer, Tochter des Stadtrats Meyer-Rahn, an der Trittligasse. Das Patronat über diese übernahm in der Folge der Grossmünsterpfarrer Ludwig Pestalozzi, Mitglied des Zentralkomitees der Evangelischen Gesellschaft.

Die Aktivitäten der Evangelischen Gesellschaft wurden um 1869 intensiver, als der Schweizerische Sonntagsschulverein gegründet wurde, der als Erstes zur Bildung von kantonalen Sonntagsschulkomitees aufrief. Das «Evangelische Wochenblatt» liess es sich nicht nehmen, die Gründung von Sonntagsschulen warm zu empfehlen: «Unser Volk muss die Bibel wieder lieber gewinnen als die Zeitung, denn was man nicht kennt, liebt man nicht. Die Hauptaufgabe der Sonntagsschule kann darum keine andere sein, als die Kinder in den reichen Inhalt der Heiligen Schrift einzuführen. Dies geschieht, indem man eine Auswahl trifft, die Geschichten in der Bibel gut nachliest und dann dieselben frei, lebendig, in der Sprache der Bibel, aber in die Mundart der Kinder übersetzt, erzählt [...]. Noch muss ich eines andern Mittels gedenken, um den Kindern die Sonntagsschule lieb und wert zu machen und ihnen einen bleibenden Segen zuzuwenden, nämlich die Übung und Pflege des Gesangs [...]. Darum singe man mit den Kindern viel.»[80]

Die Evangelische Gesellschaft übernahm die Gründung eines zürcherischen Sonntagsschulkomitees und delegierte in dieses ein Mitglied des Zentralkomitees, Franz Meyer-Usteri, der dann auch erster Präsident wurde. Weitere Komiteemitglieder aus der Evangelischen Gesellschaft waren Adolf Schuhmacher vom Evangelischen Verein Winterthur (Präsident 1879–1910), Julius Hauser vom Evangelischen Verein Wädenswil, Jakob Oberholzer aus Wald und Johann Jakob Reiner von der St.-Anna-Kapelle.

Das Komitee hatte vor allem die Aufgabe, die Tätigkeit der Sonntagsschulen zu koordinieren und die Sonntagsschullehrer und -lehrerinnen auszubilden, nicht aber selbst Sonntagsschulen zu gründen. Dies blieb weiterhin den bunt gefächerten lokalen Initiativen überlassen. Während die Bedeutung der Methodisten allmählich zurückging, wurden die von der Evangelischen Gesellschaft getragenen Minoritätsgemeinden[81] und Zweigvereine aktiver. Die der Weiterbildung gewidmeten jährlichen Konferenzen der Sonntagsschullehrkräfte fanden bis zu Beginn des 20. Jahrhunderts fast ausschliesslich in der St.-Anna-Kapelle der Evangelischen Gesellschaft statt. Die Monatszeitschrift «Taube», die seit 1903 von der Evangelischen Gesellschaft herausgegeben wurde, veröffentlichte regelmässig «Hilfen zur Sonntagsschulvorbereitung».

Die zunehmende Akzeptanz durch die kirchlichen Behörden gegen Ende des 19. Jahrhunderts führte dazu, dass im 20. Jahrhundert die von der Kirchgemeinde direkt oder indirekt getragene Sonntagsschule zur Regel wurde. Das Sonntagsschulnetz wurde damit flächendeckend; hatte man 1875 4000 Sonntagsschüler gezählt, so waren es 1910 28'000 und 1940 33'000. Der Anteil der von Freikirchen, «positiven Minoritätsgemeinden» und evangelischen Vereinen geführten Sonntagsschulen an der Gesamtzahl aller Schulen nahm ab. Auch die publizistische Unterstützung durch die Evangelische Gesellschaft war nicht mehr nötig. Seit 1915 publizierte der Schweizerische Sonntagsschulverband seine eigene Zeitschrift «Der Weg zum Kinde».[82]

4.4. Jungmännervereine und Italiener

Mannigfache Beziehungen bestanden zwischen der Evangelischen Gesellschaft einerseits und Organisationen, die sich um die Jugend und die italienischen Fremdarbeiter bemühten.

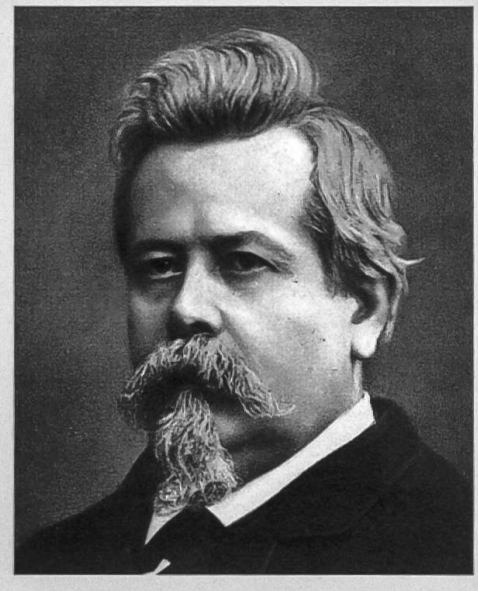
Unter dem Einfluss der Erweckungsbewegung entstand 1849[83] in Zürich der erste Jünglingsverein. Sein erster und langjähriger Präsident David Kölliker (1807–1875) hatte zwei Jahre zuvor den Evangelischen Armenverein gegründet, der sich wenige Jahre später der Evangelischen Gesellschaft anschloss. In deren Haus am Augustinerhof hatte Köllikers Verein seit 1866 sein Domizil.

Dem Jünglingsverein gehörte auch Hermann Eidenbenz an. Er war zudem von 1865 bis 1875 Aktuar, 1875 bis 1885 Präsident des «Deutschschweizerischen Jünglingsbundes». Seit 1874 sass er im Zentralkomitee der Evangelischen Gesellschaft. 1887 begründete er zusammen mit Edmund Fröhlich, Pfarrer der St.-Anna-Gemeinde,[84] den zürcherischen «Christlichen Verein Junger Männer» (CVJM), der sich dem gleichnamigen 1844 in London entstandenen Weltbund anschloss. Im Unterschied zum eher nach innen gewandten Jünglingsverein sah der CVJM seine Aufgabe in aktiver missionarischer Tätigkeit. Der Zürcher CVJM bezog 1889 ein Haus an der Glärnischstrasse. Dieses wurde jedoch – die Mitgliederzahl stieg rasch auf 400 an – bald zu klein, worauf der Verein 1900 in den «Augustinerhof» umzog und mit dem bereits dort befindlichen Jünglingsverein fusionierte. 1911 bezog der CVJM Zürich 1 – es gab in der Stadt mittlerweile weitere CVJM-Gruppen – das Vereinshaus «Glockenhof» an der Sihlstrasse. Im neu errichteten Baukomplex befanden sich auch die St.-Anna-Kapelle[85] und das Freie Gymnasium, die beide ebenfalls mit der Evangelischen Gesellschaft verbunden waren.[86] Die Beziehungen zwischen der Gesellschaft und dem CVJM blieben noch lange recht eng. Bereits 1899 hatte ihr Sekretär mit dem CVJM zusammen Lese- und Schreibstuben für Soldaten initiiert, eine Aufgabe, die in der Folge vom CVJM getragen wurde. Von 1893 bis in die 1920er-Jahre verteilten CVJM-Gruppen an Sonntagen Traktate an «Sonntagsarbeiter» in Zusammenarbeit mit dem «Gratis-Lesezirkel»[87] der Gesellschaft. Der Sekretär des CVJM, Karl Egli, gehörte dem Zentralkomitee 23 Jahre lang an.[88]

Kurz nach der Gründung des CVJM bildete sich 1890 ein «Komitee für die Evangelisation unter den Italienern», dem prominente Mitglieder der Evangelischen Gesellschaft angehörten: der Theologe Gustav von Schulthess-Rechberg, Theodor Pestalozzi-Ulrich, Jakob Bremi-Uhlmann sowie Hermann Eidenbenz. Unmittelbarer Anlass dafür war die Zuwanderung italienischer Arbeitskräfte für den Bau der rechtsufrigen Zürichseebahn.

Der Unermüdliche

Hermann Eidenbenz (1834–1907) wurde als Sohn eines Pfarrers in Ellwangen (Württemberg) geboren. Im Rahmen seiner kaufmännischen Ausbildung lernte er in Hamburg Wicherns «Rauhes Haus», in Genf den «Réveil» kennen. «Gewissens- und Busskämpfe» prägten ihn. 1860 begründete er in Zürich eine Handelsfirma und gewann rasch Zugang zu den protestantisch-konservativen Kreisen. Von 1874 bis zu seinem Tod gehörte er dem Zentralkomitee der Evangelischen Gesellschaft an und engagierte sich in zahlreichen Zweigwerken. 1879 wurde er Schweizer Bürger. Er war Mitbegründer und zeitweise Präsident des Christlichen Vereins Junger Männer (CVJM), des Komitees für die Mission unter den Italienern und des «Blauen Kreuzes» sowie Vorstandsmitglied des Freien Gymnasiums. Gemeinsam mit seiner Frau Marie Zwink hatte er zwölf Kinder.[1]



Hermann Eidenbenz (Quelle: Archiv der Evangelischen Gesellschaft)

1 Zur Biografie vgl. Eidenbenz, S. 6 ff.

Man befürchtete, diese würden in ihrer Freizeit ohne Betreuung verwahrlosen. Das Unternehmen war problematisch, da diese Italiener zumindest auf dem Papier fast alle katholisch waren; Proselytenmacherei hatte man bis jetzt nicht betrieben.[89]

Das Komitee nahm Kontakt mit der italienischen Waldenserkirche auf und konnte 1891 einen ersten Waldenserpfarrer anstellen. Es bildete sich ein «Circolo Biblico Italiano», der sich zeitweise im «Augustinerhof», zeitweise im CVJM-Haus an der Glärnischstrasse versammelte. Trotz manchen Problemen – die Waldenserpfarrer lösten sich in ziemlich rascher Folge ab – verfestigte sich der «Circolo» um die Jahrhundertwende zur «Chiesa Evangelica Italiana»[90] mit Predigt, Sonntagsschule und Konfirmandenunterricht, aber auch mit Bibliothek, Stellenvermittlung, Sparkasse und einem Angebot an Deutschkursen. Die Finanzierung erfolgte teils über die italienische Waldenserkirche, teils über das Komitee, das allerdings von der Evangelischen Gesellschaft eher bescheidene Beiträge (1900: 300 Franken) erhielt. Besonders gross wurde die «Chiesa» nicht; um 1900 zählte man 40, in den 1930er-Jahren 160 Mitglieder. Nach dem Tod von Eidenbenz (1907) und Schulthess-Rechberg (1916) bestand nur noch über Bremi-Uhlmann, der beiden Komitees angehörte, eine lockere personelle Beziehung zur Evangelischen Gesellschaft. Seit 1937 heisst die Gemeinschaft «Chiesa Evangelica di Lingua Italiana». Sie hat gemäss dem Statut von 1942 ihre administrative Ordnung im Rahmen der zürcherischen Landeskirche, ihre innere gemäss der italienischen Waldenserkirche. Aus dem «Komitee» wurde 1941 ein Beirat. Sitz der «Chiesa» ist heute das «Zwingli-Haus» an der Ämtlerstrasse in Zürich-Wiedikon.

Die spätmittelalterliche St.-Anna-Kapelle kurz vor ihrem Abbruch. (Quelle: Baugeschichtliches Archiv, Zürich, A. Moser 1911, St. Annagasse)